

Fenster, Rahmen

Eine Bild-Text-Anthologie

Herausgegeben von
Jennifer Günther, Stephanie Keunecke
und Ina Lammers

In Zusammenarbeit mit
Pottpürée

DueStorie, Band 4

 UHRLITERATUR



Vorwort von Ruhrliteratur

Sind Augen die Fenster zur Seele? Welche Beobachtungen können durch den Blick aus dem Fenster gemacht werden? Was geschieht hinter fremden Fenstern?

Welche gesellschaftlichen Rahmen werden uns auferlegt? Sind Rahmen Teil eines Kunstwerks oder nur schmückendes Beiwerk? Welche Geschichten erzählen Menschen, die aus dem Rahmen fallen?

In den 38 Text- und Bildbeiträgen der Anthologie »Fenster, Rahmen« werden neue Grenzen und Sichtweisen ausgelotet, aufgebrochen und wieder zusammengesetzt. Es entstand ein Kaleidoskop aus Blickwinkeln, Richtungswechseln, Perspektiven und Visionen. Die AutorInnen erzählen vom Leben in Traumwelten und der harten Realität, von Veränderung, Gleichförmigkeit der Zeit, Vor-Zurück-Quer-Mittendurch, Zerfall, Wiederaufbau und den schier unendlichen Richtungen von Blicken. Die KünstlerInnen spiegeln und vervielfachen, werfen ein neues Licht auf unsere Alltagswelt und auf alles, was wir in ihr erblicken.

Dieses Mal haben nicht wir die Fotos und Bilder ausgesucht, sondern das Pottpürée-Team der TU Dortmund. Wir freuen uns, dass wir gemeinsam in dieser Anthologie und in der Ausstellung *Andere Blicke – Das Ruhrgebiet aus ungewohnten Perspektiven* unsere besten Texte und Bilder präsentieren können!

Jennifer Günther, Stephanie Keunecke und Ina Lammers

Vorwort von Pottpurée

Wir sind Studierende des Masterstudiengangs Kulturanalyse und Kulturvermittlung an der TU Dortmund mit Schwerpunkten aus der Kunst-, Musik- und Kulturwissenschaft. Wir haben uns in der Projektgruppe *Pottpurée* zusammengefunden, um in Eigeninitiative gemeinsam mit studentischen Künstlern Ausstellungen zu konzipieren und umzusetzen.

Unser erstes Projekt ist die vom 10. März bis 2. April 2017 laufende Ausstellung in der *Andere Blicke – Das Ruhrgebiet aus ungewohnten Perspektiven* Produzentengalerie *blam!*. Die dort gezeigten Kunstwerke stellen den Alltag und die Vielfalt der Region in den Mittelpunkt und gehen über die üblichen, mit dem Ruhrgebiet verbundenen Klischees hinaus.

Ein zentraler Bestandteil unseres Projekts ist die Kooperation mit *Ruhrliteratur*. Im Rahmen dieser Kooperation wurde ein Wettbewerb zu dieser Bild-Text Anthologie »Fenster, Rahmen« ins Leben gerufen.

Wie kam es zu der Kooperation? Die Verbindung zwischen Fotografie und Text, die spannende Zusammensetzung dieser beiden Medien, haben wir als interessant und passend für unsere Ausstellung empfunden. Diese verbindet verschiedene Künste, wie Fotografie, Malerei und Grafik. So kam es sehr schnell zu dem Entschluss, mit *Ruhrliteratur* zu kooperieren.

Wir entschieden uns, nicht nur die Fotografien für die Anthologie auszuwählen, sondern auch ein Siegerbild, welches während der gesamten Laufzeit der Ausstellung ausgestellt und bei der Vernissage gewürdigt wird.

Das Auswählen der Bilder hat uns sehr viel Freude bereitet, vor allem Verbindungen zwischen Text und Fotografie zu finden. Hiermit möchten wir uns herzlich bei allen bedanken, die sich an dem Wettbewerb beteiligt haben.

Letztendlich fiel unsere Wahl auf Eleonora Bartel. Mit den Werken »Warten II« und »Rückblick« setzte sie nicht nur das Thema »Fenster, Rahmen« gezielt um. Sie spielt zudem auch mit

der Perspektive, mit dem Blick – was das Thema unserer Ausstellung mit aufgreift. Wir freuen uns sehr, Eleonoras Werke ausstellen zu dürfen.

An dieser Stelle möchten wir uns noch bei Ruhrliteratur für die tolle Zusammenarbeit bedanken, und freuen uns auf zukünftige gemeinsame Projekte!

Das Pottpürée-Team

Laudatio auf »Der Rahmen des Möglichen«

Die Kurzgeschichte »Der Rahmen des Möglichen« von Nicholas Wieling hat uns schon beim ersten Lesen fasziniert und geschockt zugleich – wie leicht haben wir doch vergessen, was es heißt, in einem repressiven Staat zu leben.

Eine junge Künstlerin, die ein Zeichen setzen und zu mehr Menschlichkeit auffordern will, wird als Staatsfeindin inhaftiert und ohne Gerichtsverfahren zum Tode verurteilt. Im modernen Deutschland ist das nicht mehr vorstellbar, da wir Grundrechte besitzen – oder vermeintlich besitzen. Doch wenn wir nur ein paar Jahrzehnte zurückdenken, erkennen wir erst, wie wertvoll und zerbrechlich Freiheit und freie Meinungsäußerung sind.

Sind wir uns dessen bewusst? Wohl kaum.

Sind wir uns bewusst, dass es in manchen Ländern Gang und Gäbe ist, Menschen mit vermeintlichen Rechten zu töten, weil sie der Obrigkeit missfallen? Schon eher.

Das aber am eigenen Leib zu erfahren, muss grausam sein. »Wissen Sie, dass Sie Ihr Vaterland verraten haben?« – »Habe ich nicht.« – »Sie haben Ihr Vaterland verraten. Sie haben Eigentum der Stadt zerstört oder verunstaltet. Sie sind eine Gefahr für die Öffentlichkeit.«

Dieser Text stimmt nachdenklich. Kann er sich doch in jedem beliebigen Land der Erde, zu jeder beliebigen Zeit genau *so* abgespielt haben. Sollten wir uns nicht eher fragen, was wir dafür tun können, dass jeder Mensch seine Rechte wahrnehmen kann? Was wir dafür tun können, dass sich solche Hinrichtungen nicht wiederholen?

Die traurige Wahrheit ist, dass wir nicht verhindern können, dass sich diese Ungerechtigkeit in jedem beliebigen Land der Erde, zu jeder beliebigen Zeit genau *so* nochmal abspielen wird. Aber zu resignieren und zu sagen »Menschen sind nunmal so« bringt uns nicht weiter. Jeder kann einen kleinen Beitrag leisten – und daran erinnert uns dieser Text bei jedem Lesen.

Die Geschichte einer rebellischen Künstlerin, die in einem repressiven Staat etwas verändern will, hat uns tief berührt und uns die zeitlose Aktualität dieses Themas vor Augen geführt. Ihre letzten Worte sprechen für sich: »Kunst ist ein Fenster, das uns auf den Rahmen des Möglichen blicken lässt.«

Ruhrliteratur

Der Rahmen des Möglichen

Nicholas Wieling

Kunst ist ein Fenster, das uns auf den Rahmen des Möglichen blicken lässt.

Meine Hand zittert und schmerzt, nachdem ich diesen Satz mit meinen Fingernägeln in das Holz der Pritsche geritzt habe, die mir seit drei Tagen schon als Schlafstätte dient. Es stehen viele Sätze dort, einige künden von Liebe, andere von Angst, Verzweiflung und Hoffnung.

Ich betrachte noch einen Moment meine Hand, die sich langsam von der Anstrengung erholt. Es ist keine Hand, wie man sie von einer kleinen, zierlichen Frau wie mir erwarten würde, sondern eher die eines Mannes, der täglich auf dem Feld arbeitet. Dann lege ich mich auf all diese Sätze, spüre die Worte in meinem Rücken, hart wie das Holz, auf dem ich liege. Ich blicke hinauf zu dem kleinen Fenster, das hoch oben in der Wand eingelassen ist, so hoch, dass ich aus dem Stand nicht hindurchsehen kann. Nur wenn ich hier liege, sehe ich das kleine, eingerahmte Stück Himmel, kaum größer als eine Postkarte.

Wäre ich religiös, würde mir dieser Blick in den Himmel vielleicht Hoffnung spenden. Dann würde ich mir sagen: Auch dieses Fenster zeigt mir den Rahmen des Möglichen – den Eingang in den Himmel.

Aber ich bin nicht religiös. Ich sehe durch dieses Fenster ein Außen, zu dem ich nicht mehr gehöre. Ich habe aufrichtig versucht, religiös zu sein, habe als Jugendliche in abendliche Gebete Ängste, Sorgen und Wünsche gelegt. Sie wurden nicht erhört. Mein Vater und mein Bruder mussten trotzdem in den Krieg. Und sie kehrten trotzdem nicht zurück.

Ich habe mir etwas Anderes suchen müssen, in das ich meine Ängste, Sorgen und Wünsche legen konnte, etwas, das real ist. Ich habe angefangen, Kunst zu erschaffen. Im Keller unseres kleinen Hauses richtete ich mir ein Atelier ein, zimmerte mir eine eigene Staffelei und kaufte mir billige Wasserfarbe. Meine

freien Nachmittage nach der Schule verbrachte ich dort unten, beim schwachen, fleckigen Licht der nackten Glühbirne stand ich stundenlang vor der Leinwand und malte, was mir in den Sinn und aus der Seele kam.

Anfangs war es eine Kunst, die niemand sehen wollte, selbst – oder gerade? – meine Mutter ertrug es nicht, diese Bilder anzusehen. Es waren Bilder von weinenden Frauen vor brennendem Grund. Augen voller Panik. Engel, die sich mit ihren Flügeln über Mäuler ausbreiteten, um Schreie zu ersticken.

Bald jedoch reichte die Malerei nicht mehr, meine Wut aufzunehmen, und ich fing mit Bildhauerei an. Vater Staat zahlte uns zu dieser Zeit ein Witwen- und Waisengeld, als Entschädigung, vielleicht auch als Entschuldigung dafür, dass trotz meiner Gebete Vater und Bruder nicht zurückkamen. Von diesem Geld konnte ich einen Kurs besuchen, mir die Grundlagen der Bildhauerei aneignen und eigenes Werkzeug kaufen.

Die Anstrengung, etwas aus Gestein herauszuschlagen, verschaffte mir die Befriedigung, die ich suchte. Ich formte Menschen, die mit Pflanzen verwachsen waren, paradiesische Urwesen, in deren grobschlächtigen Gesichtern noch die Unschuld stand. Ich zeigte eine dieser Skulpturen meinem Kunstlehrer. Er fand Gefallen daran und ich durfte sie im Eingangsbereich der Kunstschule aufstellen.

Einmal nahm er mich beiseite und fragte mich, was für mich Kunst sei. „Kunst ist ein Fenster, das uns auf den Rahmen des Möglichen blicken lässt“, antwortete ich nach einigem Überlegen. Mein Lehrer dachte ebenso lange darüber nach, ehe er schließlich anerkennend nickte. „Ihre Form ist unendlich, ihr Inhalt immer persönlich“, fügte er meiner Aussage hinzu und lächelte mich an.

In der Erinnerung an diesen Moment muss ich ebenfalls lächeln, auch wenn mir kalt ist und ich fürchterlichen Hunger habe. Es gibt keine Decke, kein Kissen, nur das nackte, blanke Holz unter mir.

Ich bette meinen Kopf in meine Armbeuge und starre auf den fleckigen Boden. Ich will nicht hinauf zum Fenster sehen. Es könnte ein Vogel vorbeiziehen, so wie gestern; ein Anblick, den ich nicht ertrage, der mich bitter hat weinen lassen.

Irgendwie schaffe ich es, einzudösen.

Ich wache von einem Schrei auf. Dann folgt der Knall. Mein Herzschlag beschleunigt sich, kalter Schweiß bricht mir aus. Ich fühle mich fiebrig, sehe mich verwirrt um, finde mich in der gleichen Kammer wieder, in der zu sitzen und zu warten ich nicht verdient habe. Eine Welle der Übelkeit überrollt mich, ich stürze auf die kleine, stählerne Toilettenschüssel zu, die weder eine Brille noch einen Deckel hat. Ich hocke davor, wippe vor und zurück, während mir der Schweiß den Rücken hinabläuft. Ein Schauer läuft durch meinen Körper, dann lässt die Übelkeit nach. Ganz langsam sinke ich zurück, bleibe an die kalte Wand gelehnt liegen und starre auf meine Hände, betrachte jede einzelne Schwielen, die mein Werkzeug hinterlassen hat.

Es ist nicht der erste Schuss, den ich höre. Am ersten Tag waren es zwei, gestern sogar drei. Manchmal wurde vorher geschrien, einmal geweint. Es wurde meistens vor dem Schuss geredet, ich konnte durch mein Postkarten-Himmelsfenster aber nicht hören, worüber. Eine Stimme war stets dieselbe, sie klang hart, schneidend. Mir ist klar, dass ich bald schon das Gesicht zu dieser Stimme kennen lernen werde.

Stöhnend raffe ich mich auf, beuge mich über die Pritsche und setze meine Arbeit fort. Dass meine Hand bald schon zu schmerzen anfängt, verschafft mir bittere Genugtuung, denn der Schmerz erinnert mich an die Arbeit am Gestein. Das Holz unter meinem Fingernagel ist hart, aber nicht unnachgiebig. Strich für Strich, Buchstabe für Buchstabe ritze ich weitere Worte hinein.

Ihre Form ist unendlich, ihr Inhalt immer persönl steht unter meiner krampfenden Hand, als der schwere Riegel vor meiner Tür geöffnet wird. Zwei Männer heben sich im fahlen Licht der Deckenbeleuchtung im ewig langen Flur ab. Einen langen Moment stehen sie reglos da, wie Skulpturen, von der stählernen Türzarge eingerahmt. Sie beäugen mich skeptisch, fragen sich wohl, warum ich über der Pritsche hocke.

»Essen«, sagt schließlich einer der Beiden, stellt ein Tablett auf den Boden und schiebt es mit dem Fuß in meine Richtung.

»Bitte«, sage ich, oder versuche es vielmehr. Meine Stimme ist eingetrocknet, ich räuspere mich schmerzhaft, ehe ich fortfahre: »Wann bin ich dran?«

Die beiden Wachmänner sehen einander an. Der linke zuckt mit den Achseln, der rechte sagt schließlich: »Morgen.«

»Wann? Morgens? Bitte...«

Nun zuckt auch der rechte mit den Achseln. Nach kurzem Zögern wenden sie sich von mir ab, schließen die Tür und schieben den Riegel wieder vor. Innen und Außen sind voneinander getrennt, ich bin wieder allein mit mir und meinen Gedanken.

Langsam beginne ich die lauwarme, zerkochte Suppe zu löffeln, die man mir gebracht hat.

Trotz allem tut es gut, sie zu essen.

In der Nacht werde ich von Schreien auf dem Gang geweckt. Immer wieder tönt es: »Nein! Nein! Das könnt ihr nicht! Ihr dürft das nicht! Nein! Nein!« Die Stimme klingt jung. Schließlich schreit jemand zurück: »Jetzt habe ich aber die SCHNAUZE VOLL!« Ein dumpfes Geräusch, dann herrscht Stille.

»Scheiß Revoluzzer«, sagt jemand, ein anderer lacht, aus welchem Grund auch immer.

So sehr ich mich bemühe, ich kann nach diesem Zwischenfall nicht mehr einschlafen. Ich suche krampfhaft nach tröstlichen Gedanken.

Bald schon lande ich bei meiner Kunst. Bei dem, was ich nach den Urwesen erschaffen habe. Es folgte eine Reihe kleinerer Skulpturen, mystische Tiergestalten, die ich aber nicht ausstellen durfte, weil sie zu sehr nach „Kultobjekten“ aussahen. Ich formte anschließend ein lebensgroßes Brautpaar, weil ich meinte, damit ein bisschen Liebe stiften zu können. Das Paar stand eine Weile in der Stadtbücherei, ehe es aus mir unerfindlichen Gründen beschlagnahmt wurde. Fortan wurde meiner Kunst jedwede Öffentlichkeit verwehrt. Also musste ich selbst einen Weg finden, meine Kunst sichtbar zu machen.

Aus Draht formte ich Rosen, die ich heimlich bei Nacht in der Stadt verteilte: Ich klebte sie an Denkmäler, an öffentliche Gebäude, an die Grabtafeln, die unzählige Namen der im Krieg gefallenen für die Ewigkeit festhalten sollten.

Die Rosen verschwanden schnell, aber die örtliche Presse sorgte dafür, dass ihnen die gebührende Aufmerksamkeit zukam.

Als nächstes formte ich Tauben, die ich weiß lackierte – Friedensboten in Tagen des Krieges sollten sie sein. Während ich sie in einer eiskalten Winternacht im Rucksack mit mir trug, beschlich mich eine leise Euphorie, eine prickelnde Aufregung. Ich hängte die Tauben an Bäume entlang der Promenade, die von der Innenstadt zum Bahnhof führte – ein Weg, den täglich tausende Menschen gingen. Ich sollte jedoch nicht weit kommen; als ich gerade die dritte Taube aufhängen wollte und hierfür in einen Baum kletterte, kamen zwei Wächter die Promenade entlang auf mich zu gerannt. Sie hatten mich bemerkt. Mir blieb nur eine Flucht durch das Unterholz. Den Rucksack mit den Tauben musste ich abwerfen, mit ein paar Silvesterknallern lockte ich die Wachen in die falsche Richtung.

Danach hielt ich mich eine Zeit lang zurück, ehe ich in einer weiteren Nacht-und-Nebel-Aktion den Heiligenbildern an den örtlichen Kirchen Tränen ins Gesicht malte. Wieder schlug meine Tat in der Presse ein wie ein Felsbrocken im Wasser; sie schlug hohe Wellen, die erst nach einiger Zeit abebbten. Es wurde heiß spekuliert, wer sich in Tagen wie diesen, die schon von Krieg gezeichnet waren, an den Heiligen vergehen konnte. Die lautesten Stimmen verschrrien mich natürlich als Ketzer, ein paar leisere meinten aber, ein ›Zeichen‹ in den Tränen zu sehen. ›Wenn schon die Statuen der Heiligen weinen, kann etwas in der Welt nicht in Ordnung sein‹, war die mutigste Zeile, die ich in einem kleinen Blatt zu lesen bekam. Voller Stolz rahmte ich den Artikel ein und hängte ihn in meinem kleinen Atelier auf.

Und dann...

Dann wurde der Krieg massiver.

Dann verheizte unser Staatsoberhaupt jeden im wehrfähigen Alter, um endlich einen Sieg über das Land zu erringen, das wegen ›ideologischer Uneinigkeiten‹ den Zorn der Nation auf sich gezogen hatte. Ideologische Uneinigkeiten, so nannte man es offiziell, doch worum es eigentlich ging, wusste kaum jemand genau. Man munkelte, es ginge eigentlich um Bodenschätze, andere meinten, es gehe um wirtschaftliche Macht.

Ich jedenfalls plante meine heikelste Tat.

Sie sollte meine letzte sein, denn sie endete hier, in dieser Kammer, in der ich nun liege und verfolge, wie das winzige Fenster meinen letzten Sonnenaufgang einrahmt.

Als die Tür geöffnet wird, mischen sich in mir auf sonderbare Art die Gefühle. Angst, Panik, aber auch Erleichterung darüber, nicht mehr warten zu müssen.

»Sybill Manola?«

»Ja«, krächze ich unsinnigerweise.

»Ihr Urteil wird nun verkündet. Ich fordere Sie auf, mir zu folgen. Bitte sehen Sie von jedwedem Widerstand ab, andernfalls müssen wir Gewalt anwenden.«

Wortlos stehe ich auf und folgte den drei Männern. Einer von ihnen trägt neben der Uniform der Wächter auch mehrere Orden zur Schau. Sie führen mich den endlosen Korridor entlang, in dem sich Zellentür an Zellentür drängt, bis wir schließlich ein karges, kaltes Treppenhaus betreten.

Hinab, hinab, hinab.

Dann sind wir draußen auf dem Hof.

Die kühle Frische der Luft raubt mir fast den Atem. Sie beißt mir in den Augen, ich muss blinzeln, damit mir keine Tränen über die Wangen rollen. Eine Gänsehaut überzieht meinen gesamten Körper.

Der Hof wird gesäumt von einer großen Mauer, auf der sich Stacheldraht kräuselt. Eine Gruppe von Männern steht beisammen, sie winken uns zu sich.

Als wir vor ihnen stehen, befiehlt man mir, mich an die Wand zu stellen.

Einer der Männer tritt vor und ich erkenne seine Stimme sofort wieder, als er anfängt zu reden. *So sieht er also aus*, denke ich und betrachte ihn. Er ist nicht groß, aber breit, ein kompakter Mann in einem dicken Pelzmantel, an dessen Brust ein gutes Dutzend Orden hängt. Tiefe Ringe liegen unter seinen Augen.

»Sybill Manola, Sie sind angeklagt, die Statue unseres Präsidenten manipuliert zu haben. Darüber hinaus stehen Sie in Verdacht, bereits zu früheren Zeitpunkten durch Manipulation von Denkmälern und Grabstätten für Unruhe in der Bevölkerung gesorgt zu haben. Zeugenaussagen haben uns auf Ihre geheime Werkstatt im Keller hingewiesen.«

»Wer hat das gesagt?«, wage ich zu fragen. Ich will wissen, wer mich angeschwärzt hat, wer dafür gesorgt hat, dass ich eines morgens aus meinem Bett gezerrt und diese Zelle gesperrt wurde.

»Sagen wir so: Ihre Nachbarschaft schläft nicht.« Ein selbstgefälliges Lächeln kräuselt sich auf seinen Lippen. »In Ihrer Werkstatt haben wir eindeutige Beweise gefunden, dass Sie hinter den genannten Verbrechen stehen. Bekennen Sie sich schuldig?«

»Nein.«

Verärgerung zuckt durch das Gesicht des Mannes.

»Haben Sie die Statue des Präsidenten manipuliert?«

»Nein.«

»Haben Sie der Statue ein Fernglas umgehängt?«

»Ja. Er sollte ein bisschen mehr Weitsicht haben.«

»Haben Sie der Statue eine Kapitänsmütze aufgesetzt?«

»Ja. Er sollte als Kapitän zu erkennen sein.«

»Haben Sie das Gewehr in der Hand der Statue gegen ein Ruder ausgetauscht?«

»Ja. Er sollte uns auf den richtigen Kurs bringen.«

»Haben Sie eine Kiste voller Rettungswesten neben der Statue aufgestellt?«

»Ja. Er sollte dafür sorgen, dass niemand untergeht.«

»Also bekennen Sie sich schuldig, die Statue des Präsidenten manipuliert zu haben?«

»Nein.«

»Wissen Sie, wie viele Kriege dieser Mann für unsere Nation gewonnen hat?«

»Ich weiß, wie viele Menschen dieser Mann für unsere Nation in den Tod geschickt hat.«

Wieder diese Verärgerung, die mir Genugtuung verschafft.

»Wissen Sie, dass Sie Ihr Vaterland verraten haben?«

»Habe ich nicht.«

Er holt ein Bild aus seiner Jackentasche. Es ist eine Fotografie, die er mir hinhält und energisch mit dem Finger darauf schlägt. »Seit drei Tagen sieht es auf dem Platz der Nation so aus.«

Ich betrachte das Bild. Menschen stehen in Kreisen um die Statue, die ich wieder ins rechte Licht gerückt habe. Viele Menschen. Sie halten Plakate hoch, auf denen ›Weitsicht‹, ›ein gesunder Kurs‹, ›eine hoffnungsvolle Zukunft‹ und ›wahre Stärke‹ gefordert werden.

»Sie haben üble Volkshetze betrieben.« Der Mann spricht so erregt, dass feine Speicheltropfen auf das Bild spritzen. »Sie haben Ihr Vaterland verraten. Sie haben Eigentum der Stadt zerstört oder verunstaltet. Sie sind eine Gefahr für die Öffentlichkeit. Daher verurteile ich Sie im Namen des Landes zum Tode.«

Damit wendet er sich von mir ab und lässt sich von einem Kameraden einen Revolver geben.

Die Fotografie steht mir immer noch vor Augen. Ich habe keinen Krieg gewonnen, ich habe nicht die Welt gerettet. Aber ich habe die Menschen bewegt, ich habe ihnen... den Rahmen des Möglichen gezeigt.

»Letzte Worte?«, fragt mich der Mann tonlos und prüft die Trommel des Revolvers, ehe er die Mündung auf mich richtet.

Mit einem trotzigem Lächeln sage ich meine letzten Worte:

»Kunst ist ein Fenster, das uns auf den Rahmen des Möglichen blicken lässt.«

Laudatio auf »Warten II« und »Rückblick«

Ein Blick in den Rückspiegel. Verschwommen, nicht eindeutig erkennbare Straßenzüge, Personen.

Reflexionen, Spiegelungen.

– andere Blicke.

Daneben: Ein Auto. Darin sitzt ein Mann, die nackten Füße ruhen auf dem Armaturenbrett. Die Windschutzscheibe und seine Sonnenbrille spiegeln die Umgebung, die außerhalb des Bildausschnitts liegt. Spiegelungen, Reflexionen. Zu sehen ist, was sonst verborgen bleiben würde.

Die Rede ist von zwei Kunstwerken – Fotografien, die eine Geschichte erzählen. Wir freuen uns, diese beiden Werke von Eleonora Bartel als Gewinnerbilder des Foto-Wettbewerbs für die Anthologie »Fenster, Rahmen« auszuzeichnen und diese im Rahmen unserer Ausstellung zu präsentieren. Wir haben uns dafür entschieden, gleich zwei Gewinnerbilder zu nehmen, weil wir sie zusammen als gelungene Verbindung zwischen dem Thema der Anthologie »Fenster, Rahmen« und unserem Thema »Andere Blicke auf das Ruhrgebiet« empfunden haben. Beide Bilder sind ästhetisch ansprechend, erzählen eine Geschichte und greifen Teile des Anthologie-Titels auf. Die Windschutzscheibe und auch der Rückspiegel bilden einen zusätzlichen Rahmen im jeweiligen Bild. Die als Rahmen fungierenden Bildelemente ermöglichen einen anderen Blick auf die Umgebung und zeigen dem Betrachter Dinge, die sich außerhalb des eigentlichen Bildraumes befinden.

»Andere Blicke« ist das Thema unserer Ausstellung und daher passten die Werke nicht nur zur Anthologie, sondern bereichern mit ihrer Thematik auch unsere Ausstellung. In dieser haben wir versucht, die Perspektive zu wechseln. Weg von dem, was man vom Ruhrgebiet schon gesehen hat und zu Genüge

kennt. Klischees stehen in der Ausstellung mit dem Titel »Andere Blicke. Das Ruhrgebiet aus ungewohnten Perspektiven« nicht im Fokus. Denn das Ruhrgebiet ist für uns mehr als nur Bergbau, Zechen und Currywurst. Eleonora Bartel, die selbst in Dortmund lebt und studiert, zeigt ihn uns – den anderen Blick: »Durch Fotografie versuche ich, Wahrnehmungskonventionen in der Alltagsroutine zu überwinden.«

Der Blick durch ein »Fenster« ist in beiden ausgewählten Werken gegeben. Beide Male wird der Betrachter dabei überrascht. In dem Werk *Warten II* sieht man keine Person, die das Auto fährt und konzentriert am Steuer sitzt. Das Auto wird hier zum Rückzugsort, der Mann hat sich zurückgelehnt, die Schuhe abgestreift und wahrscheinlich die Augen hinter der verspiegelten Sonnenbrille geschlossen. Ein stehendes Auto, was sonst beim Stau für Hektik sorgt, wenn man zur Arbeit oder sonst wohin muss, wird hier zur Ruhezone.

Auch das Werk *Rückblick* bietet eine ungewohnte Perspektive. Der Seitenspiegel an einem Auto dient normalerweise dazu, einen besseren Überblick zu haben und zeigt das hinter uns, was wir sonst nicht erfassen können. Durch die Unschärfe im abgebildeten Seitenspiegel wird diese Funktion aufgehoben. Es sind lediglich verschwommene Umrisse zu erkennen.

Sieht man die beiden Bilder in Gegenüberstellung, denkt man automatisch, dass die Detailaufnahme des ersten Bildes die Sichtweise des Mannes im zweiten Bild darstellt. Man stellt sich vor, wie dieser auf dem Sitz vor sich hindöst, die Augen halb geöffnet, gerade noch die verschwommenen Umrisse im Spiegel erkennt, von dem, was hinter ihm passiert. So laden die Bilder zum Erforschen und Entdecken ein und ermöglichen eine Auseinandersetzung mit dem Thema. Das Ruhrgebiet wird in den Bildern gezeigt, aber nicht in den Mittelpunkt gedrängt. Statt repräsentativer Gebäude wird eine ganz gewöhnliche Straße gezeigt, wie Zuhause um die Ecke eben.

Wir freuen uns sehr, Eleonora Bartels Werke im Rahmen unserer Ausstellung als Gewinnerbilder des Foto-Wettbewerbs zu präsentieren und ihre Werke in der Anthologie, neben anderen Fotografien, zeigen zu können.

Pottpiirée

Warten II

Eleonora Bartel



Rückblick

Eleonora Bartel

